

Zeitschrift: Frauenbestrebungen
Herausgeber: Union für Frauenbestrebungen (Zürich)
Band: - (1909)
Heft: 11

Artikel: "Lebensschicksale"
Autor: Bleuler-Waser, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-325722>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bis zur Montagsverteilung warten. Man denke an die zahllosen Ansichtspostkarten, Prospekte, Reklamen, Anzeigen aller Art, mit denen das Publikum überschüttet wird. Wenn sich der Dienst so einrichten lässt, dass dem Personal seine Sonntagsruhe möglichst vollständig gewahrt bleibt, so muss man es tun. Übrigens verlange ich das nicht einmal; denn, ich wiederhole es, mein Vorschlag zielt einzig darauf hin, dem Bundesrat eine Kompetenz zu erteilen, von der er Gebrauch machen kann, wenn er es für notwendig oder nützlich hält. Wir wissen, dass er es niemals in einer Weise tun wird, die den berechtigten Interessen des Publikums zuwider wäre, und trotz der Opposition von Seiten der Kommission, welche meinem Vorschlag eine allzu unmittelbare Wichtigkeit beizumessen scheint, bitte ich Sie, denselben anzunehmen, indem Sie es, ich komme nochmals darauf zurück, dem Bundesrat überlassen, ihn zu prüfen und, wenn er es zweckmäßig findet, ihn zur Ausführung zu bringen.“

Die Berichterstatter der Kommission, die Herren Walser und Gaudard, obschon sie in warmen Worten ihre Sympathie für das von der Liga erstrebte Ziel ausdrückten, gaben ein ungünstiges Urteil über den Vorschlag Gobat ab. Diesem Umstände ist jedenfalls das Resultat der Abstimmung zuzuschreiben:

Für den Zusatzartikel des Hrn. Gobat 26 Stimmen,
dagegen 58 Stimmen.

Der Antrag ist also abgelehnt. Nachträglich wurden aber in der Presse verschiedene Stimmen laut, die den Antrag gut hielten und versicherten, trotz der ersten Niederlage werde der Gedanke später mit Erfolg wieder aufgenommen werden können. So haben wir keinen Grund, unser Vorgehen zu bereuen.“



„Lebensschicksale.“

Von Dr. Hedwig Bleuler-Waser.

Als ich einmal eine junge Frau, die mir als Mädchen von vielseitigen, auch sozialen Interessen bekannt gewesen, um ihre Mithilfe bei gemeinnütziger Tätigkeit anging, bedurfte sie mich etwas verlegen, ihr Mann liebe es eben nicht, wenn sie mit Not und Armut in irgendwelche Berührung komme. Er, der selber viel Gutes tue, möchte eben ihr, die seine Blume sein solle, alle düsteren Eindrücke fernhalten. Hie und da könne sie freilich den Drang, auch einmal etwas „von drunter“ zu hören, fast nicht mehr bezwingen; dann frage sie z. B. die Hausierer, die zufällig ins Haus kämen, nach ihren Familien geschichten und schenke ihnen etwas. So beschwichtigt sie, — die Zierpflanze sein muss, während sie Früchte tragen könnte —, ihr soziales Gewissen. Wie viele Töchter guter Familien aber brauchen gar keines zu beschwichtigen, weil das Bedürfnis, nicht ausser, sondern innerhalb der menschlichen Gesellschaft zu stehen, noch gar nicht in ihnen geweckt worden ist.

Wenn eine konservative deutsche Zeitung beim Erscheinen der Goehreschen Schrift: „Drei Monate Fabrikarbeiter“ gestand, dass man in ihren Kreisen über die Lebensbedingungen der halbwilden afrikanischen Völkerschaften besser unterrichtet sei als über die unserer eigenen untersten Volksschichten — so ist diese Unkenntnis unter dem weiblichen Geschlecht gewiss noch viel krasser. Aus sozialen wie allgemein menschlichen Gründen muss man es daher begrüssen, wenn der Münchner Verleger (schweizerischer Herkunft) Ernst Reinhardt eine Sammlung schlichter, streng wahrheitsgetreuer Berichte „Lebensschicksale“ aus dem Leben eben dieser untersten Volksschichten herausgibt. Von den ersten drei Bändchen (à 1 Mark) „Jugendgeschichte einer Arbeiterin“, „Aus dem Leben eines Waisenknaben“, „Ich suche meine Mutter“, die wir alle drei unsren Leserinnen — jedem Menschen von sozialen Empfindungen und psychologischem Interesse überhaupt — aufs Angelegentlichste empfehlen — liegt wohl das Schicksal des Mädchens uns am nächsten. Zwar sind die Meisten von uns weder ihre

Landes-, noch Glaubens-, noch Gesinnungsgenossinnen; es bleibt aber Allgemein-menschliches, Weibliches genug, dass man aufs wärmste mit diesem Frauenwesen empfinden kann, das sich aus dunklen Tiefen der Not und Unwissenheit zu freier stolzer Wanderschaft im Licht einer begeistert-opferwilligen Weltanschauung durchgerungen hat. Wenn wir es vom psychologischen Standpunkt bedauern müssen, dass neben dieser Seite ihrer Entwicklung andere in den Hintergrund gedrängt werden, so können wir doch ihrem selbstlosen, rührend einseitigen und hoffnungsvollen Sozialismus unser Mitgefühl nicht versagen. — Lassen wir unsere Fabrikarbeiterin einiges erzählen, was sich hoffentlich die Leserinnen dann aus dem Buche selber ergänzen.

„Die meisten Menschen, wenn sie unter normalen Verhältnissen herangewachsen sind, denken in Zeiten schwerer Schicksalsschläge mit Dankbarkeit und Rührung an die schöne, glückliche, sorglose Jugendzeit zurück und seufzen wohl auch verlangend: Wenn es nur noch einmal so würde!“

Ich stehe den Erinnerungen meiner Kindheit mit anderen Gefühlen gegenüber. Kein Lichtpunkt, kein Sonnenstrahl, nichts vom behaglichen Heim, wo mütterliche Liebe und Sorgfalt meine Kindheit geleitet hätte, ist mir bewusst. Trotzdem hatte ich eine gute, aufopferungsvolle Mutter, die sich keine Stunde Rast und Ruhe gönnen, immer getrieben von der Notwendigkeit und dem eigenen Willen, ihre Kinder redlich zu erziehen und sie vor dem Hunger zu schützen. Was ich von meiner Kindheit weiß, ist so düster und hart und so fest in mein Bewusstsein eingewurzelt, dass es mir nie entschwinden wird. Was andern Kindern Entzücken bereitet und glückseligen Jubel auslöst, Puppen, Spielzeug, Märchen, Nächtereien und Weihnachtsbaum, ich kannte das alles nicht. Ich kannte nur die grosse Stube, in der gearbeitet, geschlafen, gegessen und gezankt wurde. Ich erinnere mich an kein zärtliches Wort, an keine Liebkosung, sondern nur an die Angst, die ich, in einer Ecke oder unter dem Bett verkrochen, ausstand, wenn es eine häusliche Szene gab, wenn mein Vater zu wenig Geld nach Hause brachte und die Mutter ihm Vorwürfe machte. Mein Vater war jähzornig, er schlug dann die Mutter, die oft nur halb angekleidet, fliehen musste, um sich bei Nachbarn zu verbergen. Dann waren wir einige Tage allein mit dem grollenden Vater, dem man sich nicht nähern durfte. Zu essen gab es dann nicht viel, mitleidige Nachbarn halfen aus, bis die Mutter, von der Sorge um ihre Kinder und den Haushalt getrieben, wieder kam.

Solche Szenen kehrten fast jeden Monat und auch früher wieder. Mein ganzes Herz hing an der Mutter, vor dem Vater hatte ich eine unbezwungliche Scheu, und ich erinnere mich nicht, ihn je angeredet zu haben, oder von ihm angesprochen worden zu sein. Es ärgerte ihn, dass ich, das einzige Mädchen unter fünf am Leben gebliebenen Kindern, dunkle Augen, wie meine Mutter hatte.

Ein Weihnachtsabend ist mir noch immer in Erinnerung, ich war nicht ganz fünf Jahre alt. Beinahe hätte ich dieses eine Mal einen Weihnachtsbaum bekommen. Meine Mutter wollte ihrem jüngsten Kinde, das war ich, auch einmal zeigen, was das Christkind ist. Wochenlang hatte sie immer einige Kreuzer zu erübrigen getrachtet, um kleines Kochgeschirr für mich zu kaufen. Der Weihnachtsbaum war geschnückt mit bunten Papierketten, vergoldeten Nüssen und mit dem bescheidenen Spielzeug behängt. Mit dem Anzünden der Lichter wurde auf den Vater gewartet, der zum Fabrikanten gegangen war, um Ware abzuliefern. Er sollte Geld bringen. Es wurde 6 Uhr, dann 7 und endlich 8 Uhr, der Vater kam nicht. Wir waren alle hungrig und verlangten zu essen. Es gab Mohnkuchen, Äpfel und Nüsse. Wir assen allein und ich musste dann zu Bette gehen, ohne dass die Lichter auf dem Weihnachtsbaum gebrannt hätten. Die Mutter war zu missgestimmt und zu sorgenvoll dazu. Ich lag schlaflos in meinem Bette, ich hatte mich so auf das Christkind gefreut und nun war es aus-

geblieben. Endlich hörte ich den Vater kommen, er wurde nicht freundlich empfangen, es kam wieder zu einer heftigen Szene. Er hatte weniger Geld gebracht, als die Mutter erwartet hatte, denn er war unterwegs — er hatte fast zwei Stunden zu gehen gehabt — in das Gasthaus gegangen, um sich zu erwärmen und hatte mehr getrunken, als er vertragen konnte.*.) Ich guckte bei dem Lärm, der sich nun erhob, von meiner Schlafstelle nach den Eltern und da sah ich, wie der Vater mit der Hacke den Weihnachtsbaum zerschlug —.“

Bei der Übersiedlung in die Stadt gelingt es der Mutter, die nach dem frühen Tode des Vaters die Familie durchbringt, das zehnjährige Kind durch mangelhafte Ausfüllung der Rubriken, der Schulpflicht ganz zu entziehen. So muss sie nun Tag für Tag ihre 12 Stunden Tücher häkeln, von 6 Uhr morgens bis 8 Uhr abends gebückt bei der Arbeit sitzen, während andere Kinder ihres Alters spielten, spazierten, lernten. Sie fand das damals selbstverständlich; „nur ein heißer Wunsch überkam mich immer wieder: mich nur einmal ausschlafen zu können... Wie oft an kalten Wintertagen, wenn ich abends die Finger schon so erstarrt hatte, dass ich die Nadel nicht mehr führen konnte, ging ich zu Bett mit dem Bewusstsein, dass ich morgens umso früher aufstehen müsse.“

Mit zwölf Jahren kommt sie zu einer Verwandten in die Lehre. Zur Verfertigung von Damenkonfektions-Aufputz erhält sie fünf Kreuzer die Stunde — hatte man grössere Übung erlangt, so wurde der Lohn reduziert. „Mit welchem Verlangen sah ich immer nach der Uhr, wenn mich die zerstochenen Finger schon schmerzten, und wenn ich mich am ganzen Körper ermüdet fühlte“ — nach zwölfstündigem Nähen, von wo sie immer noch Arbeit nach Hause bringt. Das ist ihr das Bitterste, weil es sie um ihre einzige Freude bringt — das Lesen. Mit glühendem Eifer verschlingt sie die Kolportage-Romane, die sie bekommen kann, und fühlt sich eins mit den unglücklichen Königinnen und verfolgten Tugenden über all diesem phantastisch aufgeputzten Elend, das der Wirklichkeit vergessend.

Später in einer Bronzewarenfabrik untergebracht, fängt sie durch die dortige Arbeit an, an ihrer Gesundheit zu leiden. Dazu kommt die seelische Erschütterung des Schreckens, in dem sie eines Nachts aufwacht: Sie spürt den heißen Atem eines über sie gebeugten Mannes. Es ist der Kamerad ihres Bruders, der das gemeinsame Schlafzimmer der Familie teilt, ein hässlicher blatternarbiger Mensch, der sich schon seit einiger Zeit um die Vierzehnjährige bemüht. Von da an quälen sie schreckliche Träume, schliesslich auch tags jene Angstzustände und Ohnmachten, die im Entwicklungsalter so oft durch sexuelle Angriffe und Erregungen ausgelöst werden. Der Arzt rät Schonung, gute Nahrung, frische Luft. Sie aber muss, während sie sich fürchtet, einen Schritt allein vor die Türe zu gehen, Arbeit suchen. „Sterben zu können, war mein sehnstüchtigster Wunsch.“

Auf der Strasse von einer Ohnmacht überfallen, wird sie in ein Krankenhaus gebracht, wo sie gut gepflegt und behandelt die drei besten Wochen ihres bisherigen Lebens zubringt und von ihren Anfällen völlig geheilt scheint. Bei der Arbeitssucherei wird sie aber wieder so elend, dass sie ins Kranken- und von dort in ein Armenhaus unter lauter gebrechliche alte Weiber versetzt wird. Nun droht dem verlassenen Kinde die Abschiebung in die ihr völlig unbekannte Heimatgemeinde, vor der sie entsetzliche Angst hat. „Ich stammelte, dass ich ja doch eine Mutter habe, die arbeite, und dass ich selber seit meinem zehnten Jahre immer gearbeitet habe.“

*) Bezeichnend für jene Einseitigkeit ihres Standpunkts ist es z. B.: dass ihr auch später nie zu Sinne kam, das Elend ihrer Kinderjahre könnte doch zum Teil auch der väterlichen Trunksucht, nicht bloss der Ausbeutung der öbern Klassen zuzuschreiben sein. Auch das macht ihr wenig Eindruck, dass der Arzt ihre nervösen Leiden mit ihrer Abstammung von einem Trinker in Zusammenhang bringt.

Ein Beamter, der zufällig einmal mit dem Kinde gesprochen hatte, nimmt sich seiner an und lässt es schnell der Mutter schreiben, sie möge schleunigst kommen, da es sonst nach Böhmen gebracht werde. Die Mutter holt ihre Tochter, und so bleibt diese vor einem Schicksal bewahrt, über dessen Tragweite sie sich erst später schaudernd bewusst wird.

Die Mutter strengt sich nun aufs äusserste an, ihr eine vierwöchentliche Lehrzeit bei einer Weissnäherin zu ermöglichen. Statt zu lernen, muss sie aber Kinder- und Putzmagd machen — und wird natürlich im ersten Geschäft, wo sie nachher als „Weissnäherin“ eintritt, sofort entlassen. Nun beginnt wieder die Irrfahrt um Arbeit. Die in jene Zeit fallende Geschichte einer zweiten Weihnacht muss man im Buche selber nachlesen — so im Kurzen wiedergegeben, macht sie sich fast zu „romanhaft“. (Schluss folgt.)

Frau — Mensch — Bürger.

Vortrag von Rosika Schwimmer.

Ein grosser Fortschritt scheint es mir, wenn vier zürcherische Frauenvereine, jeder von besonderer Färbung, sich zur Abhaltung von Vorträgen zusammentreten. Ein Zusammensehen wäre doch wohl nicht gut möglich, wenn nicht diese Vereine bei ihrer verschiedenartigen Tätigkeit doch Berührungspunkte hätten, wenn es nicht für sie Fragen gäbe, die sie eben alle angehen. Bedeutungsvoll ist es, dass den Reigen ein Vortrag über Frauenstimmrecht eröffnete. Das will ja nicht heißen, dass alle diese Vereine samt und sonders aus Anhängerinnen des Frauenstimmrechts zusammengesetzt seien, aber einen grossen Schritt vorwärts bedeutet es doch, dass diese Frage als eine von denen angesehen wird, an denen keine Frau mehr achtlos vorübergehen darf. Seien wir froh schon darüber und bedenken wir, dass diese gemeinschaftliche Veranstaltung solcher Vorträge nur noch vor 5 Jahren ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre.

Eine grosse Freude war es für uns, eine der hervorragendsten Vorkämpferinnen für Frauenstimmrecht sprechen zu hören, und ihr Schlusswort ganz besonders hat bewiesen, dass ihr Können nicht geringer ist als ihr Ruf. — Entsprach der Vortrag selber nicht ganz dem, was man erwartet hatte, so muss eben in Betracht gezogen werden, dass es für eine Fremde sehr schwer ist, in einem ersten Vortrag den rechten Ton zu treffen, zumal als sich unser Publikum sehr passiv verhält und der Rednerin nicht Gelegenheit gibt, sich Klarheit zu verschaffen über den von ihr erzielten Eindruck.

Sehr geschickt verstand es Rosika Schwimmer, an das Ehrgefühl der Schweizerfrau zu appellieren. Sie sprach von der furchtbaren Enttäuschung, die alle ausländischen Frauen erfahren, wenn sie vernehmen, dass die Schweiz, das klassische Land der Demokratie, den Frauen ebensowenig Rechte zuerkennt als irgend ein feudaler Staat. Auch hier ist sie erst auf der Stufe angelangt, als Mensch anerkannt zu werden, Bürgerin ist sie auch hier nicht. Man hält sie zur Ausübung dieser Rechte einerseits für zu dumm, zu unreif, anderseits für zu gut, zu zart. Der Frau gefielen diese süßen, einschmeichelnden Worte, und sie vergass darob ganz, dass man sie nur für die Rechte zu zart findet, für die Pflichten ihr aber die volle Bürgerfähigkeit zutraut. Dieselben Männer, die sie für unreif erklären, ziehen sie für alle moralischen Vergehen, auch für solche, die beide begangen haben, zur Verantwortung; da auf einmal ist die schwache Frau stark und reif genug, um die ganze Last zu tragen. Es ist wohl nur aus Gedankenlosigkeit, nicht aus Boswilligkeit, dass der Mann für alles, was schlecht ist, die Frau verantwortlich macht. Ein krasser Fall aus jüngster Zeit hat den Schweizerfrauen zur Genüge beweisen können,